

(Nachdruck verboten.)

83]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Bronta.

„Du weißt eben nicht, was diese Frau ist! Du, Sebastian, bist ein braver Kerl, der nicht weiß, was gut ist. Betrachte alle Weiber von Sevilla zusammengenommen, sie sind nichts. Betrachte die von allen anderen Städten und Orten, sie sind gar nichts. Es gibt keine andere neben Donna Sol! Wenn man eine kennt, wie die da, so hat man keine Lust mehr zu anderen . . . Fertig, sag ich Dir. Wenn Du sie kennen würdest wie ich, mein Junge! Unsere eigenen Weiber duften nach Reinlichkeit, nach sauberer, weißer Wäsche, aber diese da, Sebastian, diese! . . . Stelle Dir vor, alle Rosen im Garten des Alcazar zusammen! . . . Rein, noch besser: Duft von Jasmin, Geisblatt, Winde, wie sie wahrscheinlich im Paradiesgarten blühten, und diese wunderbaren Wohlgerüche kommen aus ihr heraus, nicht als ob sie sich damit parfümierte, sondern als kämen sie von ihrem Blute. Sie ist auch nicht von denen, die nach einem einmaligen Genuß ganz verbraucht sind. Im Gegenteil, man will immer mehr von ihr haben. Bei ihr bleibt immer noch etwas zu begehren, etwas, das man erwartet und das nicht eintrifft. Kurzum, Sebastian, ich kann mich nicht deutlich erklären . . . Du weißt eben nicht, was eine Dame ist; somit predige mir nicht und halte den Mund.“

Gallardo erhielt keine Briefe mehr aus Sevilla. Donna Sol war im Ausland. Er sah sie einmal in San Sebastian. Die schöne Frau war in Biarritz und kam in Begleitung einiger französischer Damen, die den Stiersechter kennen zu lernen wünschten. Eines Nachmittags sah er sie. Dann verließ sie. Während des Sommers erhielt er von ihr nur unbestimmte Nachrichten aus wenigen Briefen, die ihm zgingen, und aus Mitteilungen seines Verwalters, der durch den Marquis de Moraima unterrichtet war.

Sie befand sich in vornehmen Badeorten, deren Namen der Stiersechter zum ersten Male hörte und die auszusprechen ihm ein Ding der Unmöglichkeit war. Später erfuhr er, daß sie in England reiste und darauf nach Deutschland gegangen war, um in einem herrlichen Theater, das alljährlich nur während kurzer Wochen geöffnet war, einige Opern zu hören. Gallardo hatte die Hoffnung, sie wiederzusehen, beinahe aufgegeben. Sie war ein abenteuerlustiger und unsteter Zugvogel, von dem nicht zu erwarten war, daß er neuerdings zu Beginn des Winters sein Nest in Sevilla wieder aufsuchen würde.

Diese Möglichkeit, sie nicht mehr anzutreffen, stimmte den Stiersechter traurig. Die Gedanken wurden ihm manchmal zur unerträglichen Qual. Sie nicht mehr wiederzusehen! . . . Weshalb denn das Leben aufs Spiel setzen und berühmt sein? Was nützte dann aller Beifall der Menge? . . .

Der Verwalter beruhigte ihn. Sie werde schon zurückkehren: er war dessen sicher. Donna Sol war, bei allen ihren Sonderlichkeiten, eine praktische Frau, die das Ihrige zusammenzuhalten wußte. Sie war genötigt, den Beistand des Marquis in Anspruch zu nehmen, um den verwickeltesten Zustand ihres eigenen Vermögens und der Sinterlassenschaft ihres Mannes zu ordnen, die beide durch langen und glanzvollen Aufenthalt im Auslande Einbuße erlitten hatten.

Zu Ende des Sommers kehrte der Stiersechter nach Sevilla zurück. Es blieben ihm noch eine hübsche Anzahl von Stierkämpfen für den Herbst übrig, jedoch wünschte er während einer Monatspause der Ruhe zu pflegen. Seine Familie befand sich am Strand zu Sanlucar, um die etwas schwächliche Gesundheit seiner jungen Neffen durch die Meeresluft zu stärken.

Gallardo erzitterte vor Aufregung, als ihm der Verwalter eines Tages anzeigte, daß Donna Sol soeben zurückgekehrt war, ohne daß jemand sie erwartet hätte.

Sofort begab sich der Stiersechter zu ihr, und schon nach wenigen Worten fühlte er sich eingeschüchtert durch ihre frostige Höflichkeit und den seltsamen Ausdruck ihrer Augen.

Sie sah ihn an, als wäre er ein anderer geworden. Ihre Blicke schienen ein gewisses Bestremden über das raube

Außere des Stiersechters, über den Unterschied zwischen ihm und den ungeschlachteten Stiertöter zu verraten.

Auch er bemerkte die Luft, die sich zwischen ihnen zu öffnen schien. Sie kam ihm vollständig verändert vor, wie eine vornehme Dame von anderer Klasse und anderer Herkunft.

Beide sprachen mit Ruhe. Es hatte den Anschein, als ob sie das Vergangene vergessen hätte und Gallardo hatte weder den Mut, sie daran zu erinnern, noch wagte er den geringsten Annäherungsversuch, da er einen ihrer Bornesausbrüche fürchtete.

„Sevilla!“ sagte Donna Sol nachlässig. „Ja, sehr schön und angenehm. Aber es gibt noch anderes in der Welt! Ich muß Euch sagen, Gallardo, daß ich den ersten besten Tag für immer auf und davon fliegen werde. Ich sehe hier Zeiten der Langeweile kommen. Mir kommt es vor, als habe man mir mein Sevilla umgewandelt.“

Sie duzte ihn schon nicht mehr. Einige Tage verstrichen, ohne daß der Stiersechter bei seinen Besuchen es versucht hätte, auf die Vergangenheit anzudeuten. Er beschränkte sich darauf, sie schweigend mit seinen kohlschwarzen, glühenden, anbetenden, tränenfeuchten Augen anzublicken.

„Ich langweile mich, bald mach ich mich auf und davon,“ rief die Dame bei jeder ihrer Zusammenkünfte aus.

Von neuem trat ihm der imposante Diener mit hochfahrender Geberde an der inneren Tür entgegen, um ihm mitzuteilen, daß die Sennora ausgegangen sei, während er ganz bestimmt wußte, daß sie zu Hause war.

Eines Nachmittags sprach er mit ihr von einem kurzen Ausflug, den er nach seinem Gut La Rinconada zu machen hatte, um einige Delbaumpflanzungen zu sehen, die sein Verwalter während seiner Abwesenheit gekauft hatte. Auch wollte er sich über den Stand der Feldarbeiten unterrichten.

Der Gedanke, den Stiersechter bei diesem Ausflug zu begleiten, erschien Donna Sol anfänglich widersinnig und zwang sie zu einem Lächeln. Auf jenes Gut zu gehen, wo die Familie Gallardos einen Teil des Jahres zubrachte! Mit dem Lärm ihres exotischen Sündenlebens in jenen ruhigen Frieden des Landlebens eindringen!

Das Unfinnige dieser Zumutung brachte sie zum Entschluß. Sie würde mitgehen; es interessierte sie, La Rinconada kennen zu lernen.

Gallardo erschrak. Er dachte an das Gesinde des Guts, an die Schwäger, die der Familie von diesem Ausflug erzählen konnten. Jedoch ein Blick von Donna Sol drängte alle seine Bedenken zurück. Wer weiß! . . . Vielleicht würde ihm dieser Ausflug ihre frühere Gunst wiedergewinnen helfen.

Er wollte indessen diesem Wunsch ein letztes Hindernis entgegenstellen.

„Und Plumas? . . . Bedenken Sie, daß er jetzt, wie es scheint, in der Nähe von La Rinconada herumstreift.“

„Ja, so, Plumas!“ Das von Langeweile getriebene Gesicht Donna Sols erschien plötzlich wie von einer inneren Flamme verflärt.

„Sehr merkwürdig! Es sollte mich freuen, wenn Ihr ihn mir vorstellen könntet.“

Gallardo bereitete also die Reise vor. Er hätte gewünscht, allein zu gehen, aber die Begleitung von Donna Sol zwang ihn, Verstärkung zu suchen, da er eine unliebsame Begegnung auf dem Wege befürchtete.

Er suchte den Picador Potage auf, einen stumpfen Gesellen, der sonst nichts auf der Welt fürchtete, als seine Eigenerin von einer Frau, die, wenn sie seiner Schläge müde war, ihn zu beißen suchte. Dem hatte er keine Auseinandersetzungen, sondern nur Wein zur Genüge zu spenden. Der Alkohol und die furchtbaren Stürze in der Arena erhielten ihn in beständiger Betäubung, wie wenn ihm der Kopf brauste, gestattete ihm nur langsame Worte und einen undeutlichen Anblick der Außenwelt.

Er beauftragte auch den Nacional, mit ihnen zu kommen; es war dies ein Mann mehr, und obendrein ein unbedingt verschwiegener. Der Wanderillero gehorchte aus Unterwürfigkeit, knurrte aber zwischen den Zähnen, als er hörte, daß Donna Sol auch dabei war. — Beim Leben der blauen Taube!

Da soll dich doch der . . . Sollte man es nur für möglich halten, daß ein Familienvater sich in derlei Geschichten einlassen kann . . . Was werden Carmen und die Sennora Augustias von mir denken, wenn sie hinter die Schliche kommen!

Als er sich auf freiem Felde sah, neben Botage, auf dem Rückensitze eines Automobils gegenüber Gallardo und der schönen Frau, verflüchtigte sich nach und nach sein Verger.

Er konnte ihre Züge nicht gut unterscheiden, da sie von einem großen blauen Schleier eingehüllt wurden; aber sie war verteuftelt schön! . . . Und Welch eine Konversation! Welch vielseitiges Wissen!

Bevor die Hälfte des Weges zurückgelegt war, entschuldigte der Nacional, trotz seinen fünfundsanzig Jahren ehelicher Treue, die Schwäche des Matadors und erklärte sich seinen Ethiasmus für jene Frau. Er würde in demselben Falle das Gleiche tun! . . .

Oa, die Bildung! . . . Etwas so Großes, daß selbst die schwersten Sünden von ihr mit einer ehrbaren Hülle umgeben werden.

5.

„Er soll Dir sagen, wer er ist, oder der Teufel soll ihn holen! Verdammte Menschen! . . . Soll man denn nicht mehr schlafen dürfen?“

Der Nacional hörte diese Antwort durch die Zimmertür seines Herrn und teilte sie einem Gutsarbeiter mit, der auf der Treppe wartete.

„Er soll Dir sagen, wer er ist. Sonst wird der Herr nicht aufstehen.“

Es war acht Uhr. Der Wanderillo trat an ein Fenster und folgte mit den Blicken dem Arbeiter, wie er einen der Wohnung gegenüberliegenden Weg einschlug, bis er an das entfernte Ende der Drahteinfriedigung kam, die das Vestibulum einschloß. Neben dem Eingang in die Umzäunung sah er einen durch die Entfernung seltsam verkleinerten Reiter. Mann und Pferd schienen einem Spielzeugkasten entnommen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heuschrecken.

Von R. Ewald.

Autorisierte Uebersetzung von S. Rih.

Tief drinnen in Afrika, wo die Neger wohnen, sprang die Heuschrecke eines Tages im Grase umher und fragte. Da kam die Schwalbe geflogen, setzte sich auf einen Strauch und sah ihr zu.

„Was bist du denn für eine?“ fragte die Heuschrecke.

Die Schwalbe nickte. Sie war gut gekannt, denn morgen wollte sie wegreisen. Drum sang und zwitscherte sie:

„Die kleine Schwalbe nennt man mich,
kiwitt . . . kiwitt . . . kiwiwkwitt!
Im Norden fror es bitterlich,
gar sehr ich Hunger litt.
Ich fand kein Futter, fand kein Blatt, kiwitt!
Drum flog ich mit dem Winde mit,
nach Süden flog ich her, kiwitt, kiwitt!“

„Willkommen!“ rief die Heuschrecke. „Es freut mich, dich begrüßen zu können. Hier ist genügend Futter von allen Sorten, wie du siehst.“

Aber die Schwalbe schüttelte den Kopf und sang weiter:

„Es krabbelst in meinen Flügeln,
nach Norden es wieder mich zieht;
die Sehnsucht kann ich nicht zügeln:
kiwitt, kiwitt, kiwitt!
Jetzt grünen drüben die Blätter, kiwitt!
nach Norden es wieder mich zieht:
kiwitt, kiwitt, kiwitt!“

„So so,“ sagte die Heuschrecke. „Du nimmst Reihhaus. Das ist dumm. Wir hätten uns sonst viel Vergnügen verschaffen können. Du hast ein nettes, musikalisches Talent.“

„Man sagt es,“ entgegnete die Schwalbe. „Aber wer bist du denn?“

Da sang die Heuschrecke mit einer feinen, klaren Stimme:

„Die große Heuschrecke nennt man mich:
hopp, hopp . . . hoppe lopp . . . loppe hopp, hopp, hopp!
Die Gräser alle presse ich:
hopp, hopp . . . hoppe lopp . . . loppe hopp, hopp, hopp!
Biel lieber plage ich,
wenn es auch ärgerlich,
als daß ich ein Hälmchen bergähe — hopp, hopp!
Und immer und immer im Galopp!“

„Du bist auch musikalisch?“ fragte die Schwalbe.
„Und ob!“ erklärte die Heuschrecke. „Ich spiele die erste Violine in Afrika, wenn ich bitten darf. Uebrigens gereicht es dir zur Ehre, daß du das heraushörst. Viele können meinen Gesang gar nicht hören. Die Menschen zum Beispiel.“

„Ich . . . die Menschen,“ sagte die Schwalbe verächtlich.

„Nein, die können weder hören noch sehen,“ sagte die Heuschrecke. „Und sie bilden sich obendrein ein, daß sie besser seien als wir. Mein Verlobter hat einen viel größeren Ton. Seine Violine können sie hören.“

„Darf ich fragen, wo du dein Instrument hast?“ fragte die Schwalbe.

„Das sitzt hier,“ erwiderte die Heuschrecke, und hob das Hinterbein. „Innen am Schenkel. Die niedrigste Violine, die du dir denken kannst. Nun streiche ich sie mit den Flügeltrippen.“

„Höchst interessant,“ sagte die Schwalbe. „Und ein feines Gehör hast du, so viel steht fest.“

„Meine Ohren sitzen an meinen Vorderbeinen,“ fuhr die Heuschrecke fort.

„Hat man je so etwas gehört!“ rief die Schwalbe.

Da erklang eine andere Violine drüben im Grase.

„Verzeihung,“ sagte die Heuschrecke. „Das ist mein Bräutigam. Er ruft mich. Wir feiern heute Hochzeit.“

„Viel Glück!“ sagte die Schwalbe.

Aber die Heuschrecke hörte es nicht. Mit einem ungeheuren Satz war sie verschwunden.

„Der Bursche hat ordentliche Beine,“ dachte die Schwalbe.

Dann blieb sie im Busche sitzen, denn sie wollte nach Norden, sobald es dunkel wurde und sie ihre Angelegenheiten in Afrika geordnet hatte.

Am Abend lehrte die Heuschrecke zurück.

„Das wäre erledigt,“ sagte sie.

„Darf ich dir Glück wünschen?“ fragte die Schwalbe.

„Nicht nötig,“ entgegnete die Heuschrecke. „Für mich und meinesgleichen ist die Hochzeit der Anfang vom Ende. Jetzt muß ich nur noch meine Eier legen und dann sterbe ich.“

Und was wird aus deinem Nanne?“

„Er sitzt jedenfalls heute nacht, wenn er nicht schon zum Himmel gefahren ist.“

„Herr Gott,“ sagte die Schwalbe. „Andere Leute haben ein Nest mit Jungen darin und einen Mann, der einem etwas vorflingt, wenn man . . .“

„Entschuldige, daß ich dich unterbreche,“ sagte die Heuschrecke.

„Das ist das gewöhnliche Vogelgeschwätz, und ich mag es, offen gestanden, nicht hören. Du bist ja viel gereift und hast dich in der Welt umgesehen, darum meine ich, daß du nicht sentimental zu werden brauchst. Laß uns als welterfahrene Leute über die Sache reden. Der eine singt vor der Hochzeit, der andere nachher. Jeder hat seine Manier. Nur Dummköpfe glauben, daß die ihre die einzig richtige ist.“

Die Schwalbe sagte nichts. Die Heuschrecke aber fraß große Grashappen; und sobald sie sich vollgefressen hatte, spuckte sie alles wieder aus.

„Du issest nicht gerade hübsch,“ bemerkte die Schwalbe.

„Kommst du mir wieder damit?“ erwiderte die Heuschrecke.

„Ich esse auf meine Art. All das Stroh ist nichts für meinen Magen. Ich lauge bloß den Saft heraus. Uebrigens brauchst du wohl auch nicht alles, was du in dich hineinstopfst?“

„Nein nein,“ gestand die Schwalbe. „Aber ich lasse es den anderen Weg abgehen.“

„Hältst du das etwa für feiner?“ fragte die Heuschrecke lachend.

„Aber ich will über diese Narrenspößen nicht mit dir streiten. Sag mir einmal . . . du sitzeft höher als ich. . . Ist da viel Gras?“

„Soweit ich sehen kann, ist überall nur Gras und wieder Gras,“ sagte die Schwalbe. „Genug Futter für eine Million Heuschreden.“

„Aber was hilft das?“ sagte die Heuschrecke mißmutig. „Wir haben es hier sehr schön warm; und falls es trocken bleibt, wenn die Jungen austriechen, so bekommen wir ein gutes Heuschredenjahr. Dann reicht das hübsche Gras nicht aus.“

„Wirklich?“ rief die Schwalbe. „Was macht ihr denn dann?“

„Dann wandern wir,“ entgegnete die Heuschrecke.

„Ja, springen kannst du ja,“ sagte die Schwalbe. „Das habe ich gesehen. Aber etwas Großes kann es doch nicht werden.“

„Eins kommt zum andern,“ erwiderte die Heuschrecke. „Sag mir einmal . . . das Land aus dem du kommst . . . ist das grün?“

„Ganz gelb,“ sagte die Schwalbe froh. „Im Sommer ist es das grünste Land der Welt. Felder und Wiesen und Wälder und Moore . . . alles ist grün und herrlich anzusehen.“

„Ich werde daran denken,“ sagte die Heuschrecke.

„Das kannst du, wenn es dir Spaß macht,“ meinte die Schwalbe lachend. „Aber du kommst nie so weit mit deinen dünnen, kurzen Flügeln. Es sind viele hundert Meilen bis dorthin.“

„Ich fliege besser, als du glaubst,“ erwiderte die Heuschrecke.

„Wenn ich nicht zu viel gegessen und den Körper nicht voller Eier habe, dann kann ich sehr schnell fliegen. Ich bin überall hohl, mußt du wissen. Ich pumpe mich voll Luft, und dann geht es.“

„Ra ja,“ sagte die Schwalbe. „Es würde mich freuen, da oben einige von deinen Kindern zu treffen.“

„Einige?“ wiederholte die Heuschrecke höhniisch. „Du hast mich wohl nicht richtig verstanden. Wenn es Heuschreden gibt, dann gibt es so viele, daß sie sich unmöglich zählen lassen.“

„So so,“ sagte die Schwalbe.
 „Siehst du,“ fuhr die Heuschrecke fort. „Du hast keinen Mann, keine Kinder und kein Nest; und du glaubst, daß du etwas vorstellst. Eine Heuschrecke aber glaubt nicht, daß sie etwas vorstellt . . . so allein für sich. Wenn wir jedoch alle zusammenkommen, dann sind wir stärker als alle anderen. Niemand kann uns aufhalten, niemand kann uns widerstehen. Alles, was uns in den Weg kommt, vernichten wir. Willst du unseren Schlachtgesang hören?“
 „Ich habe nichts zu versäumen,“ erwiderte die Schwalbe. „Aber ich glaube, du prahlst.“
 „Dann höre,“ rief die Heuschrecke, legte den Bogen an ihre Violine und sang:

„Wir Heuschrecken . . . hopp, hopp, hopp . . .
 kommen gesauft im Galopp, lopp, lopp . . .
 Gras und Strauch fressen wir,
 Meere durchmessen wir,
 verdunkeln das Sonnenlicht,
 morden und ruhen nicht,
 bis wir ins Menschennest
 trugen die Pest!
 Millionen . . . Billionen . . .
 Trillionen . . . Quadrillionen . . .
 fliegen . . . hopp, hopp, hopp . . .
 durch alle grünen Zonen
 im Galopp, lopp, lopp.“

„Sehr gemütlich klingt das nicht gerade,“ bemerkte die Schwalbe. „Aber wenn das wahr ist, was du sagst: was tut ihr denn, nachdem ihr alles aufgefressen habt?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete die Heuschrecke. „Ich weiß nichts. Jetzt muß ich meine Eier legen.“
 Und nun grub sie da, wo sie saß, ein Loch in die Erde und legte eine Kapsel Eier hinein.

„Das waren fünfundzwanzig,“ sagte sie.
 Dann grub sie noch ein Loch und noch eins und legte in jedes eine Kapsel.

„Das erleichtert,“ sagte sie. „Jetzt sind nur noch fünfundzwanzig übrig.“
 Als sie auch die gelegt hatte, ließ sie Kopf und Flügel hängen und sah sehr entrüstet aus.

„Ich habe ihnen eingeschärft, daß sie nach Norden ziehen sollen,“ sagte sie. „Dann erreichen sie vielleicht dein grünes Land.“
 „Gott behüte,“ rief die Schwalbe.

Und dann fügte die Heuschrecke hinzu: „Jetzt sterbe ich. In meiner letzten Stunde denke ich an meinen Mann.“
 „Das ist hübsch von dir.“

„Ich denke daran, wie fett er war, als er gestorben ist, — falls er nicht immer noch umherhüpft und frißt,“ sagte die Heuschrecke. „Alle Frauenzimmer in der Welt sind in dieser Beziehung einer Meinung: den Männern geht es schändlich gut.“
 Damit starb sie.

Ende Mai, als die Schwalbe hoch oben im Norden auf ihren Eiern lag und jeden Tag erwartete, daß ihre Jungen austreten würden, da kamen die Heuschreckenkinder aus der Erde hervor.

Sie glichen ihrer Mutter aufs Haar, aber sie waren kleiner und hatten keine Flügel. Und sie glichen allen anderen Kindern darin, daß ihr erster Schrei dem Futter galt.

(Fortsetzung folgt.)

Charles de Coster und sein „Tyll Mennspiegel.“^{*)}

Es gibt unter den literarischen Namen solche, nach denen gierig gegriffen wird und die man ohne Erschütterung, ja ohne Gedankenfortlegt. Das sind die bekanntesten. Es gibt andere, die ein Schweigen erbringen, wenn sie genannt werden, weil nicht immer gleich der da ist, der fühlt, sie recht vertreten zu können. Es gibt solche, die wenig oder von niemand gelannt werden.

Wer kennt Charles de Coster? — Ich sage zwei Worte dieses Namens, um weiter von ihm reden zu dürfen:

„Ich gehöre zu denen, die zu warten wissen.“ Das sagte Coster, als man sein Hauptwerk nicht beachtete. Und: „Ich schäme mich ein auf etwas für heute, und auf viel für die Zukunft.“ — Man fühlt: das ist nicht der aufregende Stolz des halben Talents, sondern die Gewißheit des überlegenen Schaffens. Solche Worte sind wie ein geistiges Lächeln, hinter dem eine Tat steht. Die Tat Charles de Costers ist sein „Tyll Mennspiegel“ und hätte er keine sonst. Man denke dabei nicht an eine literarische Uebertragung des alten Volksbuches mit den einzelnen Schelmenstreichen seines Helden. De Costers „Mennspiegel“ ist der Repräsentant einer ganzen Klasse; die Personifikation des unbändigen, unsterblichen

Freiheitswillens und Kampfes eines ganzen Volkes. Das alte Mennspiegelsche Lachen und sein Humor, den es im beschränkten Sinne eines Gassenbubengenes für sich ansieht, feiert seine Auferstehung und Erklärung im Sinne Costers und in seinem ursprünglichen Tief-Sinne: das grimme Weinen gebiert das starke Lachen. So ist Costers „Mennspiegel“ von dem Tage an, wo er das erste fürchterliche Leid seines Lebens erfährt, kein Schelm mehr, sondern ein feierlicher Rächer, ein König, weil ein überlegener Narr. Die Asche seines gefolterten und verbrannten Vaters brennt auf seinem Herzen. Coster stellt seinen Mennspiegel in die große niederländische Freiheitsbewegung, in der er als Streiter für den Protestantismus kämpft, für den Protestantismus als Freiheitsfrage. In Domen in Flandern wird er geboren, als Sohn liebester, flandrischer Volksleute. Was sein Name bedeuten kann: Eule und Spiegel, Weisheit und Gaukelspiel — lebt in seiner Art und seinem Spiel. Es mögen die Attribute des Starren sein. Auch die de Costers, des phantastischen, intellektuellen, unsentimentalen, doch schwermütigen Dichters. Auch die eines Volkes: Ich möchte es möglichst vermeiden, Einzelheiten des Buches zu schildern. Fast jedes Kapitel ist ein scharfes, knapp umschlossenes Bild für sich. Die starke Schönheit der Einzelheiten liegt in dem treuen, delikaten und doch kraftvollen Ausdruck der Farben, Sprache und Gebärden. Inhaltlich besteht ein Parallelismus: die zwei Zeitmächte, die gegeneinander handeln, kriegen und töten. Mennspiegel und seine Welt, und daneben der grausame König Philipp II., der Tier- und Menschen-schänder; die gemeine Tyrannei und Habgier der Großen. Ihr Brennen, Schänden, Morden und Foltern im Namen der heiligen Jungfrau und der Kirche.

Hier verbirgt sich eine geschichtsphilosophische Einsicht, die ein Dichter selten so distret, so scheinbar tendenzlos und doch so selbstverständlich als wahr in das Gewand eines Kunstwerkes von höchster poetischer Schönheit birgt. Das ist das Buch von der Eule und dem Spiegel, ein Buch von vielen Eulen und vielen Spiegeln. Wohlverstanden gibt es vielerlei Eulen im Eulengeschlechte und nicht alle sind die „Weisheit“, die wir oben meinten. Coster hat in einem geistreichen, fast ironischen Wortwort jene andere Art Eule gekennzeichnet: die Weisheit der Welt. Die Weisheit der Eulens Wortteile, die die großen sind. Die Weisheit derer, die da berufen sind, von denen zu erben, die sie morden. Insonderheit die des Königs Philipp, der, da er Geld brauchte, die heiligen Bilder in der Kirche zerstören ließ, um einen Aufstand zu bestrafen, dessen weiser Anstifter er selber war. Aber man lese die Weisheit dieser Eule im Wortwort selbst nach.

Costers Mennspiegel mag in seinem nationalen Kostüm, aus seinem flandrischen Geiste und seiner Geschichte als eine nationale Freiheitsbibel gelten. Aber seine Genialität, das Auge des Schöpfers und Dichters, das uns über seinen Stoff hin wissend anblickt, mag es für viele fast zur Erkenntnis allen Lebenskampfes überhaupt, und nicht minder auch zum Freiheitslied im Sinne der notwendig kämpfenden Kraft werden lassen. Dann ist Mennspiegel nicht nur mehr der Spiegel für die Lächerlichkeiten und Verbrechen eines Zeitalters, sondern — die trauernde Weisheit der Eule fragt: „Warum gerade diese Zeit an den Schandpfahl der Geschichte stellen? Weißt Du, ob in dieser Welt nicht mehr solcher Könige und Grausamkeiten regieren? Denn wovon lebte eine Politik, seitdem ihr die Welt regiert? Vom Erwürgen und Morden.“ — Und die Eule nennt die Helden des Buches: das tapfere, arbeitame, fröhliche, flämische Volk; den Vater Klaas, der sich lebendig um seine Gewissensfreiheit verbrennen läßt; die Mutter Sötin, die vor Gram darum stirbt, Mennspiegel, der die Waffen für allen Gram ergreift, Rele, die Mennspiegel liebt, und Lamm Goedzak, den Freund, der geradeaus geht, frißt und nur ehrlich und gut ist — und fragt: „Wer sagt Dir, daß dies nicht alles Narren und Dummköpfe sind (die es kaum wo gibt), im Gegensatz zu Deinen spanischen Soldaten, den Mönchen, der Inquisition usw.“

So überlegen schaut der Dichter seinen Stoff. Und so überzeugend, groß und erschütternd kräftig ist er ein Dennoch, ein Freiheitsgedanke, ein Glaube geworden. Und so Kunstwerke Glaubensbekenntnisse sind, können alle Eulen der Welt in Vor- und Nachurteilen sie nicht töten.

Ueber die dichterische Qualität des Buches ließe sich — wie über die verschiedenen Elemente der Kunst Costers allzuviel sagen. Intellektuelles Maßhalten, berber, gelassener Realismus und eine prächtige, unsentimentale und feierliche Mythik scheinen mir die wichtigsten. Wollte man dies Buch einer Musik vergleichen, so muß man an die deutsche, vielleicht an Bach denken. Unlyrisch fast und doch voll der Kraft eines harten, schönen Alltags Klingens die Zugen und Melodien und — wie unter ihnen, hartnäckig, wieder und wieder die protestierenden und doch bewegenden Leisätze des Ganzen, die verborgenen Gezeke und Motive hörbarer Einzelstimmen, die aufschreien und nicht loslassen über das Ende hinaus.

Wie der äußere Gang der Geschichte des Buches seine realistische Gestaltung findet, so lebt sein innerer Rhythmus in den Träumen Mennspiegels und Reles in einer wundervollen Mythik. Hier rinnt des Dichters Wein, wie das Blut der Natur, und sein Sinnen feiert Liebe zu seinen Gestalten. Seine Geister sind es, die da singen: Ehre sei der Kraft! Ehre der Natur! Ehre dem Leben!

Charles de Coster wurde am 20. August 1827 in Münden geboren. Sein Vater war Intendant eines belgischen Bischofs. In

*) „Tyll Mennspiegel.“ Von Charles de Coster. Uebersetzt von Oppeln-Oronikowski. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1909.
 Eine zweite Uebersetzung stammt von Albert Besselski und ist bei Wilhelm Heims in Leipzig erschienen.

der bischöflichen Pracht solchen Herkommens wuchs er auf. Fünfzig Jahre später wurde er von fanatischen Katholiken verfolgt und ohne Geistesfreiheit begraben. Er starb am 7. Mai 1879. Sein Leben war voller Kämpfe mit ähneren Lebensbedingungen. Früher entschloß er sich für die literarische Laufbahn und wurde Mitarbeiter an Zeitungen und Zeitschriften. Seine gedankliche und ästhetische Kultur ist eine Synthese romanischen Geistes und germanischen Gräbelns. Eine Hingabe an starken Natursinn und Geschlossenheit der Formen. So möchte ich, daß das wenige, was in einer Zeitung zu sagen möglich ist, genug sei, diesem Dichter nachzugehen. Er ist ein Dichter, der wert ist, von den kräftigsten Deutschen geliebt zu werden.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Abschaffung der Operation im Hörsaal. Der vielgeschmähte französische Chirurg Dohy scheint nun doch einen bedeutenden Erfolg errungen zu haben. Er hatte bekanntlich die öffentliche Meinung derart gegen sich aufgebracht, daß die Studenten ihn an der Aufnahme seiner Vorlesung verhinderten. Die Vorlesungen wurden denn auch unter polizeilichem Schutz fortgesetzt, aber es kam noch zu mehreren Verhaftungen und andern unangenehmen Szenen. Professor Dohy hielt es infolge dessen für notwendig, in einem besonders gemieteten Saal eine Vorlesung zu veranstalten, deren Besuch er noch dadurch erklusiver zu machen versuchte, daß er ein Eintrittsgeld von zehn Frank erheben ließ. Wenn auch dieser Ausweg keinen Beifall verdient, so war der Verlauf der Vorlesung doch von ungewöhnlichem Interesse. Dohy zeigte der zahlreichen Zuhörerschaft, wie nach seiner Methode durch Benutzung des Kinetographen und des Projektionsapparats die Vorführung von Operationen weit besser geschehen könne als durch die Vornahme der Operation im Hörsaal selbst. Dohy zeigte auf dem Schirm zunächst verschiedene Parallelschnitte durch den menschlichen Körper in jeder beliebigen Richtung, sowohl quer als der Länge nach, wie in andern Richtungen. Eine Anzahl dieser Bilder hatte die natürlichen Farben der einzelnen Körperteile. Die größte Ueberraschung aber erregte die unmittelbare Projektion von anatomischen Präparaten vermittels eines neuen Verfahrens. Das Objekt wird vor eine ungeheure photographische Linse gebracht und stark mit Azethyllampen beleuchtet. Die Linse wirft dann ein Bild auf einen durchscheinenden Schirm, ganz wie auf der Milchglasplatte einer photographischen Kammer. Der Schirm befindet sich hinter dem Vortragenden, und das Bild kann von der ganzen Zuhörerschaft gleichzeitig gesehen werden. Während dieser nun das Präparat bespricht, zeigt ein neben dem Objekt stehender Assistent mit einem Stab auf die Teile, von denen gerade die Rede ist, und auch dieser Vorgang bildet sich selbstverständlich auf dem Schirm ab. Dadurch können die einzelnen Stadien einer chirurgischen Operation weit besser veranschaulicht werden als durch die Vorführung einer wirklichen Operation, weil die Tätigkeit des operierenden Chirurgen immer nur von den nahestehenden Zuschauern wirklich genügend verfolgt werden kann. Die Zukunft wird zu zeigen haben, ob durch die weitere Verboffnung dieser Mittel die Ausführung von Operationen im Hörsaal ganz wird unterbleiben können, was aus verschiedenen Gründen mit Nennigung zu begrüßen wäre.

Aus dem Pflanzenleben.

Die Wurzelaktivität der Gewächse. Wer im Frühjahr Samen keimen läßt (auf nassem Asbestpapier oder in feuchten Sägespänen), der kann bequem den Bau der Wurzeln studieren. Die Wurzeln entwickeln sich, wenigstens im Anfangsstadium, ganz normal, und besonders auf Asbest läßt sich ihr Werden und Wachsen leicht beobachten. Man sieht regelmäßig hinter der feinen Wurzelspitze eine Zone von außerordentlich dünnen Haaren, die dem Wurzelende das Aussehen einer Bürste verleihen, wie man sie zum Flaschenreinigen gebraucht. Die Wurzelspitze selbst arbeitet wie ein Erdbohrer und bahnt den Wurzelhaaren den Weg, die das an den Bodenpartikeln haftende Wasser aufsaugen. Je dünner die Wasserschicht um die Gesteinteilchen, um so inniger wird sie von diesen festgehalten (Adhäsion), und so kommt es, daß ein Boden, der noch 8 bis 12 Proz. seines Trockengewichtes Wasser enthält, für die Pflanze absolut trocken sein kann, weil die Wurzelkraft die Bodenadhäsionskraft nicht mehr überwinden kann. Die Hauptfunktion der Wurzelhaare besteht darin, die Kalisalze, Phosphate und ammoniakhaltigen Substanzen des Bodens aufzulösen, was dadurch geschieht, daß die Haare eine saure Flüssigkeit absondern und die mineralischen Substanzen erst aufnahmefähig machen. Die Wirkung dieser ausgeschiedenen Säure hat wohl ein jeder schon an Grabsteinen usw. gesehen, die von Efeu umrankt waren. Selbst im härtesten Marmor kann man die tiefen Rinnen verfolgen, über denen einst der Efeu gekrochen war und die die Säure in das Gestein mit der Zeit eingegraben hat. Immer tiefer oder weiter vertikal bohrt sich die Wurzelspitze und merkwürdigerweise unfehlbar nach den wasserreichsten Stellen des Erdreichs. Man spricht deshalb geradezu von dem Sinn für Wassernähe bei der Wurzel. Daß sich das scheinbar so zarte Gebilde bei seinem Vordringen in das steinige Erdreich nicht beschädigt, liegt daran,

daß die Wurzelspitze durch eine *Gaube* geschützt ist, die von innen heraus fortgesetzt regeneriert. Die wichtige Funktion der Wurzelhaare macht es begreiflich, daß sie sich stets in feuchtem Erdreich befinden müssen. Und da finden wir wieder eine wunderbare Wechselbeziehung zwischen Laubwerk und Wurzel. Jedermann weiß, daß er bei Regenwetter unter einem dichtbelaubten Baum einigen Schutz findet, weil das Regenwasser über die Blätter, von einem zum andern, wie über ein Ziegeldach nach der Peripherie der Laubkrone abläuft und dann wie im Kreise den Boden durchbringt. Daraus können wir mit Sicherheit schließen, daß das Vereich der Wurzelhaare in dieser Peripherie liegt. Bei zahllosen anderen Pflanzen, z. B. beim Rhabarber, beim Löwenzahn usw. sind die Blätter so angeordnet, daß über ihre Mittelrippen das Wasser dem Zentrum der Pflanze zugeführt wird. Und in diesen Fällen dürfen wir gewiß sein, daß die betreffenden Gewächse wohl eine Pfahlwurzel aber kein horizontal absteigendes Wurzelsystem haben. Bei vielen Pflanzen sind die Wurzelhaare verkümmert, schwach oder gar nicht vorhanden. Die Gewächse wären also nicht lebensfähig, wenn ihnen nicht gewisse Pilze zuhilfe kämen. So hat man festgestellt, daß die Wurzeln der Eichen und Buchen, Birken und Weiden, Nadelhölzer und Heidekraut usw. von einem dichten Filz Pilzäden umschlossen sind, die im Verhältnis der Symbiose die Funktion der Wurzelhaare übernehmen. Auf die verschiedenen Arten dieser Lebensgemeinschaften brauchen wir hier nicht einzugehen. Buchenteimplanzen, denen man pilzfreien Boden gibt, bilden zwar merkwürdigerweise wieder Wurzelhaare, bleiben aber in der Entwicklung ganz auffallend zurück.

Technisches.

Straßenteerung. Nach dem Bericht der städtischen Reinigung sind im Jahre 1908/09 auch in Berlin erfolgreiche Versuche zur Beseitigung des Straßenstaubes angestellt worden. Die Bestrebungen, die Entwicklung des Straßenstaubes energischer, als es durch Wasserbesprengung geschieht, zu hemmen, stammen erst aus dem Jahre 1901. Dr. Guglielminetti, ein Arzt in Monte Carlo, machte in diesem Jahre den Vorschlag, zu diesem Zwecke die chauffierten Straßen mit heißem Teer zu behandeln. Versuche in Frankreich bewiesen die Nichtigkeit des Verfahrens, dessen zielbewußte Anwendung auf der Straße zwischen Nizza und Mentone, der französischen Riviera, einen bedeutenden Vorsprung gegenüber der italienischen Riviera verschaffte. In Deutschland wurde die Straßenteerung zum ersten Male auf einen Teil der Rennstraße für das Automobilrennen im Tauern mit Erfolg praktisch durchgeführt. In Deutschland wird die Straßenteerung hauptsächlich von den deutschen Bestrumitwerken besorgt, die nach einem von Lassailly angegebenen Verfahren arbeiten. Der Teer wird in Maschinen durch Heizschlangen bis auf 90—110 Grad erhitzt. Durch einen besonders konstruierten Sprengwagen wird der heiße Teer auf die Straße gebracht und dort automatisch durch acht Ventile in die Straße hineingebürstet. Nach diesem System können täglich 15 000 bis 20 000 Quadratmeter geteert werden. In Berlin wurde die Teerung für Straßen mit Asphalt und Holzspflaster verwendet. Man brauchte derartig behandelte Straßen, die sonst täglich mehrmals mit Wasser besprengt wurden, wochenlang nicht zu ibrenge, ohne daß eine Belästigung durch Staub eingetreten wäre. Nach den Angaben des Berichtes, brauchen die Straßen während eines ganzen Sommers nur sechsmal mit Bestrumitlösung besprengt zu werden, was eine bedeutende Ersparnis gegenüber der jetzt üblichen Wasserbesprengung bedeuten würde. Es ist daher für die Sommermonate die allgemeine Einführung des Besprengens mit Bestrumit für Asphalt- und Holzstraßen in Aussicht genommen. Um die Wirkung des Wasserbesprengens zu verlängern, hat man auch versucht, dem Wasser hygroskopische Salze wie Chlormagnesium oder Chlorkalzium zuzusetzen. In Berlin hat man gleichfalls Proben mit einer Chlormagnesiumlösung gemacht. Die Versuche haben jedoch nur im Winter befriedigende Resultate ergeben. Ein Vorteil dieses Verfahrens zeigte sich darin, daß die Lösung wegen ihres niedrigen Gefrierpunktes auch bei Frost gestattet, die Straßen mit Wasser zu besprengen, ohne daß sich Glatteis bilden würde. In Amerika hat man sehr gute Resultate durch Besprengung mit Kohlenpetroleum erzielt, ein Verfahren, das für Europa wegen der Kostenfrage nicht durchführbar ist.

Bei chauffierten Straßen hat die Teerung noch den Vorteil, die Lebensdauer der Straßendecke zu verlängern, besonders mit Rücksicht auf den Automobilverkehr. Man hat auch versucht, den Teer schon bei dem Bau der Straße zu benutzen. Bei einem dieser Verfahren wird der Schotter mit Teer umhüllt und nach längerem Lagern kalt zum Straßenbau verwendet. Nach diesem in England ausgebildeten, „Quarrite“ genannten System wurden einige Querstraßen der Döberitzer Heerstraße gebaut. Das Landwirtschaftsministerium bezog das zu diesem Verfahren erforderliche Material auf dem Seewege bis in die Havel aus England. In diesem Jahre soll in Brüssel ein internationaler „Straßenkongreß“ stattfinden, bei dem hauptsächlich die Erfahrungen, die auf diesem Gebiete gemacht wurden, ausgetauscht werden sollen. In derselben Richtung wirkt der deutsch-österreichisch-schweizerische Straßenverein, und es ist zu hoffen, daß diese hygienisch so wichtige Frage bald ihrer Lösung näher geführt wird.